



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5

Mittwoch, 1. Februar

1928

Deutscher Volkshumor

Wir Deutsche necken, foppen und händeln uns nun einmal gern. Jeder ist der Zielscheibe des Witboldes ausgelegt. Ein Bild in der humoristischen Blätter zeigt sogar, daß Leute von Rang und Namen am meisten boshafte Scherzen ausgelegt sind. Reichspräsident, Reichskanzler, Dichter, Schauspieler... Jedem wird ein Spottverschen angedichtet. Es ist uns allen die eigentümliche Gabe angeboren, die hässlichen Seiten unserer Mitmenschen schnell herauszufinden oder ihnen lächerliche Züge und Streiche nachzujagen.

Namentlich in den Dörfern und kleinen Städten pflegt man diese zweifelhafte Kunst. Fast jeder Ort hat seinen „sonderbaren Kautz“, seine „Marrenfigur“. Jede größere Gemeinschaft hat ihren Hahnenfuß, Grobian, Zügenschmied, Beschogel, Konfusionsrat oder einen anderen „sonderbaren Heiligen“. Aber nie bleiben diese Personen reines Naturprodukt, sondern immer wird das Burleske, Komische, Nürrische an ihnen vom dichterischen Humor der Nachbarn durch Uebertreibung oder Erfindung gesteigert und noch burlesker gemacht. Manche von diesen Scherzen sind recht grob und ungebührlich. Von Verblümltheit ist gewöhnlich keine Rede. Man hört sie in der Schenke des Dorfes und im Rathshaus der Stadt. Allerdings ist die Fopperei in der Regel nicht böse gemeint, und das alte Sprichwort gilt: „Was sich liebt, das neckt sich“, selbst wenn diese Neckerei sehr unart ist. Auerbach hat einmal gesagt: „Zart verbüßt, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme! Es wäre ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben bei ihnen abgekommen sei!“

Eine ganze Anzahl seltsamer Familiennamen dankt diesem Gange zu Neckereien ihre Entstehung. Man denke an Rindsmal, Ziegenkautz, Krautwurst, Kagenleimbogen, Mittenentzwei, Käsebiß, Bräutering, Schimmelpfennig, Schweinefuß... In dem humoristischen Fabulieren ist man sogar so weit gegangen, daß man vor dem Heiligen nicht Halt gemacht hat. Dem Weltheil sind allerlei Schwänke in den Mund gelegt. Gott ist in manchen Geschichten wie König Nobel im Reinecke Fuchs ausgelegt. Selbst den Teufel hat man nicht verschont, sondern ihn in hundert lustigen Anekdoten als Geptrellen dargestellt. So sind im Laufe der Zeit ganze Berufsstände, ganze Orte und Landschaften in den Bereich dieser schmerzhaften Behandlung von Menschen und Dingen gezogen und mit neckischen Anhängeln bedroht worden.

Zunächst sei daran erinnert, daß eine ganze Anzahl von Gewerben vom Volkswitz Spitznamen erhalten haben. Der Schuhmacher ist ihm ein Wechsigel, der Seemann eine Teerjacke, der Seiler ein Galgenpolamentierer, der Sandler ein Lützchenkrämer, der Apotheker ein Pöllenbrecher.

Zahllos sind die Schwänke, mit denen der Bauer einst an Pastoren und Lehrern sein Mißfallen äußerte. „Die größte Wurst muß sein sein, dem armen Dorfschulmeisterlein“. Der Untröstliche flucht und wehrt in Volksmund ohne Unterlaß. Ein Amtmann kann nur „faugroß“ sein. Der Matrose ist und bleibt ein gutmütiger Tölpel. Die Leineweber galten als Hungerleider... „mit Fasten halten sie Zukunftsplan“, heißt es in einem Volkslied. „Die Zimmerleute“ und Maurer sind die ärgsten Bauern, während sie essen, messen und sich besinnen, ist der halbe Tag von ihnen. Von den Schuhmachern sagt ein Spottvers:

Montag ist des Sonntags Bruder.
Dienstags liegen sie auch noch im Leder.
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstag kommen sie weder,
Freitag schneiden sie zu.
Samstags machen sie Pantoffeln und Schuh.“

Reichlich hat endlich der Geist des Schabernacks das ehrsame Handwerk zerzaust und mit der Dauge seines Spottes behauptet, — allerdings ist es nicht erwiesen, — daß einst neunundneunzig Schneider auf einem Karrenblatt einen Ball abgeballt haben und, nachdem sie sich insgesamt aus einem Fingerhut betrunken hatten, beim Tanze durch einen Ziegenbock aufgeschreckt wurden, so daß sie alle zum Schiffe losch sprangen. „Was ein echter Schneider ist, der muß wiegen sieben Pfund.“ — Nichts für ungut. Meister und Gefellen! — Das Sprichwort, daß neun Schneider an einem Ei genug hätten, war schon zu Luther's Zeiten bekannt. Für dumm haben sie aber niemals gegolten. Im Gegenteil, im Märchen überlistet ein schlauer Kleiderkünstler sogar den Teufel und ein Reimspruch sagt: „Mutterwitz und Schneidertrug, dem Teufel selber sind zu klug.“

Wir begegnen sodann ganzen Stämmen, denen die Neckerei der Nachbarn angedichtet hat. Die Sachsen sollen kaufmännische Hungerleider sein, deren Lieblingsgericht Kalbsbraten mit Backpflaumen und deren Lieblingsgetränk der „Blümdenkaffee“ sein soll. „Ach, mei kuteftes Herchen... een Schädlichen Heeken, aver recht süßel!“ „Ei Herjesel!“ und „mu aben!“ sind Ausdrücke, mit denen jeder, der einen Sachsen sprechen läßt, dessen Rede verzieren zu müssen meint. Die Pommeren und Bayern gelten als grob und ungelent. Die Hessen sind blind. Vor allem sind aber die Schwaben Zielscheibe des Witzes und der Spottlust der übrigen Deutschen gewesen. Sehr alt sind die Behauptungen, daß die Schwaben erst mit vierzig geheißen werden, daß sie bis dahin allelei „Schwabenstreich“ begehen, daß sie nur vier Sinne haben, daß sie kein Herz, aber zwei Mägen besitzen, daß sie, wenn ihnen die Braut am Karfreitag stirbt, noch vor Ostern heiraten, und dergleichen Pölen mehr. Die Wärr „Von den sieben Schwaben“ ist allbekannt.

Endlich konzentriert sich der Humor auf einen bestimmten Ort. Es sind die deutschen Marrenskizzen. Die Schilddörfer sind allgemein bekannt als solche, die alles verkehrt anfangen, das Licht in Säckchen zum Rathaus tragen, das gute Wetter in einer Schachtel verschicken, einen Balken quer durch das Stadtor tragen wollen, ihre Nasen in den Sand stecken, danach die Häuser zählen, um so festzustellen, wieviel Personen sie sind usw. Viel Heiterkeit ruft es hervor, wenn man erfährt, daß die klagen „Schilddörfer“ einst einem Schwimmbader einen Kürbis als ein Gefäß abhaufen. Der Bürgermeister soll es ausbilden. Nach einer Weile entrollt ihm der Kürbis in einen Busch, wo er einen Hasen aufscheucht, über den sich die Leute freuen, in der Meinung, er sei der ausgebrütete junge Hesel gewesen. Dem Schilddörfer stehen in anderen deutschen Gauen zahlreiche Städte gleich, wo sich die Fische und Wölfe „Gute Nacht!“ sagen und die Hunde mit dem Schwänze bellen. Es sei nur an Buxtehude, Kleinleidersdorf und namentlich an das mecklenburgische Taterow, dem auch Fritz Reuter durch seine „Räufchen und Riemels“ zu unsterblichem „Ruhm“ verholfen hat, erinnert.

Der „große“ Winter vor 1000 Jahren und die Eroberung Brandenburgs

Genau gegenwärtig vor 1000 Jahren herrschte ein ungewöhnlich strenger Winter in Mitteleuropa, der, wie kaum irgend ein anderes Witterungsereignis — vom 1812er Feldzug in Rußland abgesehen — Einfluß auf die politische Geschichte unseres Landes ausgeübt hat. Es war die Zeit, da der kraftvolle deutsche König Heinrich I., der „Finkler“ zuhause, in harten Kämpfen mit den wendischen Heeren begriffen war, die damals alles Land östlich der Elbe innehielten. Eine der stärksten wendischen Städte war damals, genau wie zwei Jahrhunderte später in den Tagen Albrechts des Bären, der die östliche Grenzmark Brandenburg dem deutschen Reiche endgültig gewann, die Stadt Brennabor, das heutige Brandenburg an der Havel, die schließlich dem ganzen Lande den Namen gab und die zu einer Zeit, als Berlin und Köln noch unbedeutende Fischerdörfer waren, schon eine stark besetzte Stadt war, die kraftvollste Stütze der Wendenherrschaft. Brandenburg war gegen feindliche Angriffe ungewöhnlich gut geschützt, vornehmlich infolge ihrer guten Wasserlage, die heute noch gelegentlich zu Tage tritt, wenn bei hohem Wasserstand, etwa zur Zeit der Schneeschmelze, ausgebeulte Seeflächen rings um die Stadt sich bilden. Damals waren selbstverständlich diese natürlichen Verhältnisse ungleich stärker als gegenwärtig ausgebildet. Auf diesen Wasserfurchen verliefen sich die Wenden vornehmlich. Aber auch wenn Frost die Annäherung ermöglichte, hatte die Stadt nichts zu fürchten, da sie noch mit Wällen gesichert war, die einer Belagerung standhalten vermochten, bis wieder eintretendes Tauwetter den Feind ganz von selbst vertrieb.

Da stellte sich vor 1000 Jahren, als Heinrich der Vogler seinen Feldzug gegen die Wenden unternahm, ein extrem kalter und langdauernder Winter ein, wie er in Mitteleuropa nur in jahrzehntelangen Zwischenräumen einmal vorkommen pflegt. Alle Gewässer wurden mit einer dicken Eisschicht überzogen, die materielles nicht schmolz. Das gesamte kaiserliche Heer konnte übers Eis vor Brandenburg rücken und eine regelrechte Belagerung durchführen, ohne von mildem Wetter vertrieben zu werden. Die Hoffnung der Wenden auf Tauwetter wurde zunichte, und das beste Schutzwehr beraubt, mußten sie schließlich ihre Hauptstadt dem König Heinrich übergeben.

Dr. R. Hennig.

Der Hund von Ludwigsburg

Von Alfred Richard Meyer.

Gewiß, es mag viele Hunde in Ludwigsburg geben, in dieser kleinen württembergischen Stadt des Parocks und Rokoko, des Schlosses der Herzöge Eberhard Ludwig, Karl Alexander, Karl Eugen und Friedrich. Ich meine nicht die Hunde aus Ludwigsburger Porzellan, die in biedermeierlichen Bildnissen zwischen Spieluhren, Bonbonnieren, Schnupftabakdosen, edlen Gläsern stehen und so erlaucht dreinschauen — der schöne Plan, die Ludwigsburger Porzellanfabrik zu neuem Leben erwecken zu lassen, ist leider vor kurzem als calendas graecas verschollen worden. Ludwigsburg, die vor dem Kriege so lebendige Garnisonstadt, hat

rührenden Geschüßes, welches wegen seiner Größe und künstlerischen Ausführung ehemals in besonderem Ansehen stand. Während des furchtbaren Brandes, dem in der Nacht vom 14. zum 15. September 1569 das herrliche Arsenal in Venedig zum Opfer fiel — man sagt, das Feuer sei auf Antifisten der Türken geschossen — schmolz das Riesengeschüß, und die flüssigen Metallmassen stürzten in das Meer. Der berühmte Büchsenmacher Alberghetti ließ auf Veranlassung des Arsenalobersten Contarini die Bruchstücke des Kanonenmetalls heben, wobei zum erstenmal die Taucherglocke angewendet wurde, und es konnten aus der großen Menge der wieder zu Tage geförderten Stückmassen zehn Schiffskanonen für die neu ausgerüstete Kriegsgaleere „Il Mongibello di Venezia“ gegossen werden. Bei diesem Guss geschah ein Unglück, indem eine dem Guss des Contarini nachstehende Person — man erzählt, eine verschmälte Geliebte des Stückgießers — in die geschmolzene Metallmasse fiel und darin zu Asche verbrannte.

Eines dieser zehn neuen Geschüße gab in der Seeschlacht bei Lepanto am 8. Okt. 1571 von der „Mongibello di Venezia“ aus einen so glücklichen Schuß, daß das feindliche Admiralsschiff bald darauf versank. In die so gebildete Lücke drängten sich todesmutig die venezianischen Galeeren und entschieden so den Sieg, der sich bereits auf die Seite der Moslems neigte, zu Gunsten der Christenheit. Don Juan D'Austria, der die vereinigten Flotten Spaniens, Venedigs, des Papstes und der Mailänder kommandierte, errang einen vollständigen Sieg; nur dreißig türkische Schiffe retteten sich, nahezu hundert wurden an den Strand getrieben und verbrannt, mehr als hundert erobert, 80.000 Türken wurden niedergemetzelt und 50.000 gefangene christliche Galeerenklaven befreit. Man erkannte bereitwillig, daß der glückliche Schuß aus diesem Geschüß des Meisters Alberghetti die Wendung zum Siege eingeleitet hatte, und der Stückgießer, der auch, wie damals üblich, zugleich mit Stückschüß war, erhielt reichen Lohn und genoh hohe Ehren. Das Geschüß selbst wurde auf einem prächtigen Gestelle in der Ruhmeshalle des wiederaufgebauten Arsenal aufgestellt, und eine Metalltafel kündigte dessen gegenbringenden Schuß.

Wie einst die Amerikaner in Mexiko hausten

(Aus vergilbten Papieren eines Mexikaners.)
Von Karl Brandes.

Die Mexikaner hatten vor hundert Jahren kaum die spanische Herrschaft abgeschüttelt, als sie ihre Freiheit auch schon gegen die eroberungslustigen Vereinigten Staaten verteidigen mußten. Ein anschauliches Bild aus den Kämpfen jener Zeit, besonders von dem Vorgehen der Amerikaner, geben die Briefe eines mexikanischen Edelmannes namens Don Guillermino Prieto; die Schriftstücke wurden kürzlich veröffentlicht. Ueber die Eroberung der Hauptstadt Mexiko durch die Yankee's schrieb dieser Augenzeuge u. a. folgendes:

„Bei Tagesanbruch rückten die Yankee's in die Stadt. Die regulären Truppen in ihren blauen Uniformen und Mützen fielen nicht so sehr auf. Aber die zahlreiche Menge der Freiwilligen wühlte sich in lärmenden Haufen heran. Sie liefen wie eine Herde losgelassener Teufel durcheinander und feuerten ihre Gewehre ziellos nach allen Richtungen ab. Den Nachtrab bildete ein Haufen von Wagen, mit Segeltuch bedeckt und mit Vorräten und betrunkenen Soldaten angefüllt — ein widerwärtiger Anblick. Mit den Verteidigern — etwa 15.000 meist unbewaffneten Leuten, die sich den Freiwilligen entgegenwarfen — hatten die Eroberer leichtes Spiel. Ohne jegliche Pietät den Hut auf dem Kopf behaltend, drangen die Amerikaner in die Kirchen ein und richteten sich dort ihre Nachschuttlare ein. Eine besondere Rolle zeigten sie für die Weichstühle und lagen darin — ein Abscheu für die frommen Mexikaner — schnarchend wie die Löwen.“ In den Säulenhallen, wo sie übernachteten, wurde das unterste u. oberste Geheiß, die amerikanischen Freiwilligen rasten wie die Tiere. Eine Abschlachtung war am Portal der Santa-Clara-Kirche passiert; diese Leute rissen die kostbaren Stuckmalereien aus dem Giebelhaufe, um damit ihre Feuer zu unterhalten. Besonders aber riefen die öffentlichen Ausschreitungen die Volkswut hervor, der es aber nur im Anfang gelang, den feindlichen Senkern in den Arm zu fallen.“

Das Verhalten der amerikanischen Soldaten in jener Zeit hat mit dazu beigetragen,

daß die Feindschaft zwischen den Mexikanern und den Yankee's sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das Kristall des Kaisers von China

Raum beachtet liegt in einem Räume des Washingtoner Nationalmuseums eine Kristallkugel von einem Durchmesser von 40 Zentimetern und einem Gewicht von fast 50 Kilogramm. Das eigenartige Stück steht zum Verkauf: 150.000 Dollar! Sicherlich wird sich irgendein sammlerwütiger Amerikaner finden, dem diese Summe nicht zu hoch erscheint für ein Kleinod, das einst chinesische Kaiser entzückte. Die Kunst des „Kristallschneidens“ stand einst im Altertum in hoher Blüte. Der Kristallblock, aus dem die Kugel des Washingtoner Nationalmuseums geschliffen wurde, ist angeblich dem Kaiser Kien-lung, der 1746 bis 1784 regierte, von einem Untertanen geschenkt worden. Kien-lung liebte den Kristall, der mühsam zu einer Kugel geschliffen und sorgfältig poliert wurde, was allein sechs Monate in Anspruch nahm. Als ihn jedoch einmal ein Mandarin einen großen Dienst erwiesen hatte, ließ ihm Kien-lung die Wohl eines kostbaren Gegenstandes, und der Mandarin nahm — die Kristallkugel. So erzählt wenigstens die Geschichte. Noch verständlicher wird die Vorliebe der chinesischen Kaiser für Kristallkugeln, wenn man auf ihren Sagenbuch zurückgreift. Darin findet sich die Erzählung von dem Kampfe eines tapferen Kaisers mit einem ungeheuren Drachen, der dem Meere entstieg. Nach heldenmütigem Ringen besiegte der Kaiser den Drachen, schnitt ihm den Schwanz ab und trieb ihn zurück ins Meer. In den abgetrennten Drachenschwanz aber fand er eine Kristallkugel. Als er hineinsah, sah er in der Kristallkugel die Gestalt seiner Vorfahren, die ihm durch Zeichen bedeuteten, daß er ein großer Krieger sei. So entsand der Kaiser, daß die Vorfahren angelehener Chinesen in Kristallkugeln erschienen, daß man, wenn man in die Kristallkugel hineinschaue, Vergangenheit und Zukunft erfahre.

Aus dem Engen und Weiten

Fische als Gummibälle.

Der im Nil lebende Fische (Tetrodon) (Fahaka) wird von den Ägyptern seit Jahrhunderten als Spielzeug benutzt. Nach den regelmäßigen Nilüberschwemmungen bleiben unzählige Fische in Schlamm stecken. Sie besitzen die Fähigkeit, sich verartig mit Luft aufzublähen, daß sie richtigen Gummibällen ähnlich werden. Die kleinen am Nil spielenden Ägypter werfen sie spielend durch die Luft und ergötzen sich königlich an diesem Sport.

Ein Duell in Grönland.

Obwohl die Grönländer ein äußerst friedfertiges Volk sind, kommt es hin und wieder doch einmal vor, daß ein Eskimo von einem anderen beleidigt wird. Der Beleidigte gibt nun weder seine Visitenkarte ab, noch schickt er dem Beleidiger seine Sekundanten. Er schreibt vielmehr eine möglichst bissige Satire auf seinen Beleidiger und läßt diese von seinen Frauen sowie von seinen Dienern und Dienerinnen — wenn er solche hat — auswendig lernen. Ist dies geschehen, so gibt er öffentlich bekannt, daß er sich demüdiget mit seinem Gegner treffen werde. Dieser hat nach einer solchen Bekanntmachung nichts Eiligeres zu tun, als nun ebenfalls eine Satire auf seinen Gegner zu verfassen. Die Gelegenheit, einen solchen Duell zu bestehen, lassen sich die Eskimos nicht entgehen. In dem bezeichneten Tage läßt nun der Verteidiger seine Satire, von Tamburinklang begleitet, vortragen, und in den Reihen, den die Satiren meist aufweisen, stimmen alle seine Freunde und Anhänger kräftig mit ein. Sodann erscheint der Gegner auf der Bühne und versucht auf die gleiche Weise die Lacher auf seine Seite zu bringen. Schließlich tritt die „Dorfversammlung“ zusammen und gibt demjenigen recht, dessen Satire als die wichtigere anerkannt wird.

Dampflokomotive und Starkstromleitung.

Ein Ereignis auf dem Bahnhof von Gossau in St. Gallen, das leicht schlimmere Folgen haben konnte, bewies kürzlich wieder, daß Rauch und Dampf gute Elektrizitätsleiter sind. Dort hielt kürzlich eine Dampflokomotive zufällig

unter den Isolatoren einer Starkstromleitung, und fast augenblicklich schlug unter gewaltigem Getöse und starker Feuererscheinung der elektrische Strom in den Lokomotivschornstein. Glücklicherweise kam das Lokomotivpersonal bei diesem unabsichtlichen „Feuerwerk“ mit dem Schrecken davon.

Vorbildlicher Tierschutz in Kanada.

Nachdem die Vereinigten Staaten schon längst ihren Bestand an Großwild eingebüßt haben und auch Afrika mit der fortschreitenden Aufzucht der früher unzähligen Massen jagdbarer Tiere dahinschwanden steht, gilt nur noch Kanada als Jägerparadies. Hier unternimmt man alles, um die heimische Tierwelt vor der Vernichtung zu schützen. Drei sehr große Tierschutzparks sind teilweise der öffentlichen Ausdehnung berges zahlreiche Arten von Säugetieren und Vögeln. Neben diesen von der Dominion-Regierung angelegten Parks bestehen andere Einrichtungen der einzelnen Provinzen, in denen gleichfalls die Ausübung der Jagd verboten ist. Die in diesen Schutzgebieten herangewachsenen überaus großen Tiere dienen dazu, die Bestände in freier Wildbahn aufzufüllen; weshalb dort an jedem Baum ein Schild steht, das besagt: „Hier ist ein Tierschutzpark von Mainwright leben 3. B. mehr als 8000 Büffel.“

Der Völkönig in Basel.

Der Frauch, den Feind nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Worten zu bekämpfen, wurde schon von den homerischen Helden geübt und hat sich, wie der Weltkrieg zur Genüge zeigte, bis in die Gegenwart erhalten. Wurde dieser Vorkampf im grauen Altertum ritterlicher Mann gegen Mann unter Aufbietung gewaltiger Lungenkraft ausgefochten, so versucht die Gegenwart ganz unperfölich unter Anwendung erheblicher Mengen von Druckerschwärze zu wirken. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen änderte sich nicht nur die Kampfweise, sondern auch die Art der Verhöhnung des Feindes und stellte sich mehr auf eine allgemeine Wirkung ein, die aber immer noch örtlich beschränkt blieb. Wir finden diese Art in den „Reichköpfen“, meist in Stein gehauene Fragen, die, an den Toren der Städte und Burgen angebracht, den anrennenden Feind verpöten sollten. Oft dienten sie gleichzeitig praktischen Zwecken, indem Augen und Mund Schießscharten oder gar wie am Torturm in Muzig, Fensterluken und Tore bildeten. Die Baseler errichteten einst eine sehr humorvolle Frage am Rheintor gegenüber Klein-Basel. Ihr „Völkönig“ — so wurde dieser Reichkopf genannt — konnte die Augen verdreht und streckte im Taht die Zunge heraus. Diese Bewegungen wurden durch ein mit dem Rhein in Verbindung stehendes Triebwerk hervorgerufen. Aber die Österreicher, denen als „amalgamen Herren des anderen Ufers“ dieser Schimpf galt, blieben die Antwort nicht schuldig. Sie brachten am gegenüberliegenden Rheinkopf eine Darstellung an, die als allgemeine Gegenpol des Gegners gilt, und blieben im „Kampf der Bilder“ durch diese Anbeutung klassisch gewordenen Handlung unbesiegt.

Der letzte Mann.

Der letzte Mann, der nicht nur den gleichnamigen Film von Jannings, sondern sogar den Weltuntergang überlebt hat, war ein Reichstagsabgeordneter: so werden die Ersten der Letzten... Alles war bereits gestorben, nur ein Eisbär und ein einziger Zweiflüßler befanden sich noch am Leben. Die beiden tritten sich darüber, wer den anderen aufessen solle, um sein eigenes Leben um wenige Tage zu verlängern. Der Mensch verlor, dem Bären beizubringen, daß es geradezu seine Pflicht wäre, sich für die Krone der Schöpfung zu opfern. Er hielt eine so lange Rede, daß der brave Bär darüber einschlief. Als er wieder erwachte, sprach der Mann noch immer: „Meister Bär, wurde es zu bunt, und darfst unterbrechen von den Menschen: Was sind Sie eigentlich von Beruf?“ „Politiker“, lautete die selbstbewußte Antwort. „Erfurchtsvoll erwiderte der Bär: „Hoher Herr, ich höre zwar nie, daß sich ein Politiker jemals geopfert hätte. Immerhin, Ehre dem Ehre gebührt. Ich bin dazu bereit. Erfüllen Sie mir aber meinen letzten Wunsch: Ich möchte gern die Leichenrede hören, die Sie mir widmen werden.“ Der Abgeordnete war einverstanden, räusperte sich und legte los... Er war kein schlechter Redner, denn — zehn Jahre später starb der Bär eines natürlichen Todes.

Verantwortlich: H. Seimelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanft, Altena.

sich in die neue Zeit nicht finden können; es hat von seiner Vergangenheit zu sehr.

Erstarrt wird man dessen inne, wenn man das Ludwigsburger Schloss besucht, schließlich den Schloßpark im östlichen Schloßhofe aufgefunden hat. Vorher aber bestellte sehr lebendig ein Hund auf, gar kein schöner, gar kein edler Hund, der sich der Führung anschließt. Ein Besucher des Schlosses hier, außerhalb der Sommermonate, ist eine Seltenheit, ist ein Ereignis. Oft geht eine ganze Woche hin, ohne daß der Schloßinspektor, von dessen Amt in Pflichten ich nichts weiß, einen Fremden zu führen hat. Wenn es an Sonntagen zweimal zu einem knappen Duzend Menschen kommt, was das Ereignis schier zur Sensation — vor allen Dingen für den Hund, der schon oft an seiner Defensionsberechtigung verzweifelt sein mag. Denn er ist es doch eigentlich, der die Führung übernimmt, mag sein Herr auch bereiteres Mundes sein.

Das Aufschließen und Öffnen der Türen kann ihm gar nicht schnell genug gehen. Das gelbliche Tieres Schwanzwedeln durch die langen Gänge entlang. Aber dazwischen muß er aus jedem der hohen Fenster einen Blick geworfen haben, wie wenn er feststellen müßte, daß dieser Blick hier noch immer derselbe geblieben sei. In der Schloßkapelle benimmt er sich ebenso wohlwollend wie in den Galerien und in dem kleinen Schloßtheater, in dem der junge Schiller, Schüler der Ludwigsburger Lateinschule in der Oberen Marktstraße, seine ersten dramaturgischen Anregungen empfing, in dem sich der große Napoleon Mozarts Don Juan vorstellte, nachdem er einen Tag vorher im Zimmer Nr. 190, das früher der Erbprinz Friedrich Ludwig und seine Gemahlin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt bewohnten, dem Kurfürsten Friedrich den Bündnisvertrag und die Kriegserklärung an Oesterreich abgab, und das große Wort sprach: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“ Den Hund spricht nicht das unheimlich prächtige Spiegelzimmer, in dem Herzog Karl Alexander seinen jähren Tod erlitt — in Schloß Ludwigsburg scheint dem Verfall bestimmt. Hierher müßte ein Pressefoto! Was das Schloßtheater noch so feuergefährlich sein — es müßte möglich sein, hier eine Ludwigsburger Festwoche für den Sommer zu arrangieren. Die große moderne Nachbarstadt Stuttgart brauchte keine Angst wegen all zu großer Konkurrenz zu haben. Und auch in das Leben dieses einsamen Sundes sollte endlich so etwas wie „Betrieb“ kommen, auf daß er nicht, peinlich symbolisch, wie das alte Ludwigsburg dahinsinken muß.

Momente in Rom und Neapel

Von Ede Luthmer.

Kleine Elegie.

Noch immer schwingt sich die Spanische Treppe wie eine Jubelfestbank nach San Trinità de Monti empor. Noch immer breiten Blumenschänder bunte Teppiche, gewebt aus den Büschen der Rosen, Lilien und Nelken, zu ihren Füßen aus.

Noch immer plätschert der schöne Brunnen davor im Chorus der römischen Brunnen die Melodie der ewigen Stadt. Alles ist Gold und Blau und Licht. Gibt es noch traurige Menschen? Leidbeladene?

Meine Fenster drüben am Spanischen Platz schauen auf diese fröhliche Treppe, und doch fand ich am Fenster meine kleine deutsche Birne trüblich und verweint. Was war geschehen? Lebensnot? Fehlte es an der Liebe? Nichts davon. Ein Buch hielt sie in der Hand das hatte sie zum Weinen gebracht: Goethes „Italienische Reise“, die illustrierte Ausgabe, die sie auf meinem Tisch gefunden. Ich war überaus. Sentimentale Deutschlandssehnsucht? Ach nein, aber sie hielt mit diesem Buche ein Stück ihres freudbaren Lebens in der Hand, das reichste und das traurigste. Nach und nach, verlegen zuerst, dann immer berebter begann sie zu erzählen. Es war das alte Lied, tausendmal gelungen, tausendmal geweint.

Ihr Freund war ein gebildeter Mann gewesen, und so wollte er dieses in das Italienische überführen. Aber eigentlich nicht er, sondern

sie, oder vielmehr sie beide, die Uebersetzung wurde ihr gemeinsames Kind, dann was verflocht schon ein Italiener von Goethes Sprache? So hatte er sich die junge Sprachlehrerin zur Hilfe geholt. Jahrelang haben sie an dem Werk gearbeitet, das war die schönste Zeit ihres Lebens. Dann kam, wie es kommen mußte. Er war ihr Abgott, sie glaubte an ihn und an die gemeinsame Arbeit. Weiter wollte sie nichts. Bis die andere kam. Dann ihre Krankheit, seine Heirat, Alleinfsein, Armwerden, Altwerden. Glend, Zimmervermierten. Langsames Vergehen des Tragischen über der Rot des Tages. Verhauben, Stillewerden.

Da kommt nun plötzlich irgend ein fremder Mensch. Dies deutsche Buch liegt wieder auf ihrem Tisch und reißt den Schleier zurück, den Zeit und Mühsal milde über ihr armes gestohlenen Leben gebreitet haben.

„Eine Welt war bist du, o Rom; doch ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom!“

„Teutones in Pace.“

Links von Sankt Peter, wo die Höhe der großen vatikanischen Abgeschiedenheit beginnt, blickt aus hoher gelber Mauer ein kleines Portal mit schönem schmiedeeisernem Gitter. Darauf steht geschrieben: „Teutones in Pace.“ Dahinter liegt ein stiller heimlicher römischer Hof mit grünem Schatten und Brunnenplätzen. Hier haben deutsche Pilger eine letzte Ruhestätte gefunden. Wie die Evangelischen draußen an der Cestiuspyramide, so ruhen hier die Katholiken, beschützt und umschlossen von den Mauern des Vatikan. Der Pförtner des nebenan liegenden Pilgerhauses gestattet gern den Durchgang. Man durchschreitet einen kleinen Kreuzgang und gelangt in einen Garten stiller, vertrauter Abgeschiedenheit. Es ist ein wahrhaftiger Friedhof! Deutsche Namen aus allen Gegenden des Reiches glänzen auf den Steinen. Da schläft einer aus Erbach im Taunus. Eine Familie aus Pöppard am Rhein hat hier ihre Ruhestätte gefunden. Viele bayrische und österreichische Familien, mancher bekannte Name und manche kindlich rührende Inschrift und Abbildung, ohne große Kunst, aber getragen von einem Glauben, der jenseits von Kunst und Nichtkunst steht. Menschen desselben Glaubens, aus allen Teilen Deutschlands sind hier in ihre wahre Heimat zurückgekehrt. Wie umfangen und beschützt von ihrer Kirche, schlafen sie hier unter Palmen, Cypressen und den weichen wehenden Delfäulen, im Sonnenschein und leiser Vogelgezwitscher still und getrost der Auferstehung entgegen.

Das Seepferdchen.

Frühe Morgenstunden großer Einfachheit träumen in den leeren Straßen und den leeren Häuserreihen von Pompeji.

Himmel und Mauern und beglückendes Alleinfsein mit den Resten einer Kunst, die schlackenrein ausgegliffen, wie letzte Kultur, und doch jung wie ein spielendes Kind, ihre Formen leicht befeigt auf die Wände hinstellt! Blaue Mäkel, taufendjährige, lebendige, triumpierende in den besonnenen Höfen: „Was ist euch ein? Gottähnliche Vollendung? Da kam die große Faust und schlug euch!“ Trümmer und Staub aufgeworfener Straßen in Neapel. Bauzäune, Schmutz und Lärm. Gluch in die kühlen, stillen Räume der zoologischen Station.

Unvergänglich frisch und kraftvoll leuchten die Fresken unseres Marces von den Wänden. Ein stiller Dank gilt immer wieder Meier-Graefe. Dem Deutschen von 1873, der heute noch neben dem Hause der Bettler standhält, setzte er das große Denkmal.

Ein weiterer Bogen spannt sich von der unbekümmerten Grazie pompejanischer Wandbilder zu den feierlichen Fresken des Deutschen; und doch ist es verwandtes Blut, selbstbedingt und einander nahe.

Zeitlos wird es aber unten im Aquarium, ein neues Reich! Da gibt es Blüten von unerhörter Schönheit, die Duft und Glanz von Luft und Wasser leihen, leicht, fast körperlos, und doch sind es lebende, freilebende Tiere. Eine neue, fremde Welt lebt dort unten, vor der man jahrelang erschüttert staunen mußte. Märchenhafte wie zarteste Musik, dabei grauam im Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung. Ein wenig schwindig, schauernd in diesem neuen Reich fucht der Betrachtende nach einem festen Körper und findet plötzlich die reizendsten Körper in der Form, bewegt in unerhörter An-

mut, humorvoll fast in ihrer miniaturhaften Vollendung: Die Seepferdchen! Scharf gemeißelt steht eine entzückende kleine pompejanische Bronze unbeweglich im Wasser. Da dreht sich das Seepferdchen schief nach unten, das Fragezeichen steht auf dem Kopfe, und die kleinen Rückenstacheln folgen in eleganter Linie dem geraden und doch monumentalen Körperchen. Es ist Humor in den Tierchen!

Mehr aber und wohl ein unheimlicher Humor steckt in dem Ausruf eines Herrn, der es hinter mir entzückt seiner Dame zeigt: „Sieh doch diese niedlichen kleinen Seepferdchen! Sie erinnern mich ein wenig an den „Drachen“ Tristan's.“

Im hawaiischen Urwald

Erinnerungen von Hans Soltan.

Es war noch völlig dunkel, als früh um fünf Uhr Kaumara, der japanische Diener, melbete, das Pferd stände bereit. Schnell noch einen Imbiß und wenige Minuten später trabte ich durch das noch in tiefem Schlummer liegende Raanapali den Bergen zu. Die Dunkelheit störte mich nicht, kannte ich doch hier jeden Schritt; um so unangenehmer wirkte dagegen so kurz vor Tagesanbruch die Kälte. Die Nacht ist auf Hawaii in einigen hundert Metern Höhe bedeutend frischer, als man es sich gemeinhin vorstellt. Bald war ich an der Honokamui-Schlucht angelangt, der ich jetzt folgen mußte. Im Schritt ging es bergan. Mein Ziel bildeten zwei Regenmesser, die von der meteorologischen Station in Honolulu aufgestellt waren und von uns regelmäßig abgelesen wurden.

Nach halbstündigem Ritt hatte ich das Ende der Zuckerrohrfelder erreicht, als der Tag anbrach. Ein schmales silbernes Band umgrenzte einige Minuten lang den Ramm der vor mir liegenden Kukului-Berge und zeigte den Ausgang der Sonne an. Westwärts schneidete sich gleich darauf der Berggücken von dem hell gewordenen Himmel ab, und nach wenigen Augenblicken war es heller Tag. Ich hielt mein Pferd an und sah mich um. Ein wunderbarer Anblick bot sich meinem Auge. Ein großer Hund lief unter mir lagen die Häuser von Raanapali inmitten wogender Zuckerrohrfelder; noch weiter unten wurde ihr Grün durch den schmalen weißen Streifen der Brandung vom Blau des Meeres getrennt. Rechts begrenzte die steil ins Wasser abfallende, mit üppigem Grün überwucherte, langgezogene Wand von Volokai den Blick, geradeaus erhob sich der leuchtend rotbraune Regol von Langi. Weiter links schneidete der Blick ungehemmt über die im Frühmorgen glühende, leicht bewegte, unendliche Fläche des Pazifik. Ueber dem Ganzen das strahlende Licht der Sonne: es war ein Anblick, der, obwohl man ihn fast täglich sah, immer wieder seine mächtige Wirkung auf das Auge ausübte. — Doch ich durfte mich nicht lange aufhalten. Noch ein langer Ritt lag vor mir. Ueber mit kurzem, trockenem Gras bestandene Hänge führte der Weg bergan. Bald zeigten sich einzelne niedrige Büsche, die allmählich höher wurden und näher zusammentraten; die ersten Koa-Bäume erschienen, wurden zahlreicher und schlossen sich enger aneinander. Durch zunächst noch lichten Hochwald war es ein bequemes, leichtes Reiten, der Weg ohne Schwierigkeit zu finden. Doch nach und nach bedeckte Unterholz von wahrhaft tropischer Leppigkeit den Boden. Die zierlichen Baumfarnen, mit fast bis zur Schulter reichend, schlugen über dem Wege zusammen, so daß ich kaum der Kopf meines Pferdes erkennen konnte. Dazwischen unzählige andere Pflanzen, die mit einer dichten, grünen Decke den Boden überzogen. Der selten benutzte Weg war nur schwer zu erkennen.

Jetzt gelangte ich an einen Seitenarm der großen Hanokawaischlucht, den ich im Sattel nicht überqueren konnte. Ich mußte mich von meinem Pferde trennen. An eine lange Leine angepflocht, konnte es an einer lichteren Stelle bequem grasen; ich selbst streckte mich zu halbstündiger Rast ins Gras. Trotz der vorgeschrittenen Mittagsstunde war es unter den hohen Bäumen angenehm kühl. Köstlich schmeckte das mitgebrachte Frühstück, etwas halter Braten, einige Bananen und die saftigen Mangos, dazu Raffee aus der Thermosflasche. Hier stand auch der erste Regenmesser. Bald war er abgelesen, der Wasserstand notiert, das Wasser ausgeschüttet und der Apparat wieder in Ordnung gebracht, dann setzte ich meinen Weg fort, nunmehr zu Fuß. Mühsam ging es auf schmalen, steinigem Pfade durch dichtes Unterholz, in die kälteste Schlucht hinab, noch mühsamer an der anderen Seite wieder hinauf. Oft mußte das Giebelfeld helfen, den Weg zu bahnen. Doch dann wurde es besser, — Unterholz lichte sich, und schneller ging es jetzt bergan. Allerdings schien Vorfahrt geboten, der Boden war nicht ganz so sicher. Risse und Spalten durchzogen ihn. Ein schmaler Weg führte an der Hauptfischlucht hin. An ihn mußte man sich halten, wollte man nicht unangenehme Erfahrungen machen. Zunächst ging auch alles gut, doch dann ereilte mich mein Schicksal. Ich war vielleicht einen halben Meter zu weit nach rechts geraten, als ich den Boden unter mir nachgeben fühlte. Ehe ich noch wußte, wie mir geschah, saulte ich in einer Wolke von Pflanzen Erde und Steinen mit großem Gepfischel in die Tiefe, um auf dem Grund einer glücklicherweise nur 7 bis 8 Meter tiefen Spalte zu landen.

Da sah ich nun. Nachdem ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, überlegte ich mir meine Lage. Gefährlich war sie gerade nicht, konnte aber doch unangenehm werden, denn in Raanapali würde man mich erst abends vermissen. Mein Proviant befand sich in der Satteltasche, nur etwas Schokolade hatte ich bei mir. Ich unterfuhr nun meinen unfreiwilligen Aufenthaltsort näher. Der Spalt war glücklicherweise nicht breit, stellenweise nur bis anderthalb Meter. Die fast senkrechten Wände bestanden aus ziemlich festem Erdschicht. Da gab es also die Möglichkeit, nach oben zu klettern. Ich bot alles, was an bergsteigerischen Kenntnissen von früher her noch in mir steckte, auf, und wie in einem Kamin sah ich mich nach oben. Mit den Händen schlug ich mich abwechselnd rechts und links „Tritte“ in die Wände, wodurch die Füße Halt bekamen, und so kletterte ich langsam, aber sicher dem Tageslicht entgegen. Doch das Schwierigste kam erst zum Schluß. An der Oberfläche war die Erde sehr weich und gab den stüßenden Armen keinen Halt. Immer wieder bröckelte sie ab, und große Schollen stürzten nach unten. Da half nur ein nasser Entschluß. Mit einem energischen Schwunge warf ich mich hüchlings auf den Spaltenrand, mußte dabei allerdings einen neuen Sturz riskieren. Aber ich hatte Glück. Der Rand hielt, und ich konnte vorsichtig wieder auf festen Boden zurück kriechen. Das war also noch einmal gut gegangen. Allerdings sah ich böse aus. Ein heller Rasthunger war für derartige Fahrten in die Unterwelt ja auch nicht die zweckmäßigste Bekleidung.

Es galt jetzt, die letzten paar hundert Meter zurückzulegen. Der Rest des Weges war auch der beschwerlichste. Er führte durch rüchigen Urwald. Kreuz und quer lagen die mit feuchtem Moos überwachsenen Baumstämme. Bald mußte ich über sie hinweg klettern, dann wieder drunter durch kriechen. Die nachmittags regelmäßig über den Bergkamm kommenden Wolken hüllten den Wald in einen dichten, feuchten Nebel, kurz, es war recht ungemütlich. Man konnte wirklich vergessen, daß man sich unter dem Himmel der Tropen befand. Doch dann hatte ich auch das hinter mir. Der zweite Regenmesser war bald erreicht und mein Aufstieg schnell besorgt. Dann trat ich den Rückweg an. Nach einiger Zeit befand ich mich wieder in niedrigeren, aber wärmeren Regionen, der nasse Anzug trocknete rasch, und ohne weiteren Zwischenfall langte ich am Abend in Raanapali an. Die Stelle meiner „Verfennung“, die ein großes schwarzes Loch schon von weitem kenntlich machte, hatte ich vorsichtig umgangen. Als ich nach vier Wochen wieder vorbei kam, war keine Spur mehr davon zu sehen. Der üppige Pflanzenwuchs hatte eine neue dicke Decke darüber gebreitet.

Der erste Preußenkönig in Königsberg

Kurfürst Friedrich III. — der nachherige erste König von Preußen — kam 1690 zum erstenmal, seitdem er die Regierung angetreten hatte, nach Königsberg. Und wie er selbst prächteliebend war und vor seinen lieben Getreuen voll Glanz erscheinen wollte, so hatte auch seine Vaterstadt alles aufzubieten, um den Landesherren würdig zu empfangen. Die Tore der Stadt waren reich mit Festons, wehenden Fahnen und Blumenkronen geschmückt, die Häuser durch Teppiche, Gemälde und Pflanzenzweige geziert. — Vor den Toren der Stadt empfingen den Fürsten die Fleischerzunft; die kräftigen Männer waren zu Pferde und in prächtige Garnische gekleidet. Ihnen wurde die Ehre zu teil, bei der Einfahrt des Kurfürsten den Zug zu eröffnen. Den Fleischern folgten 500 Trabanten in Kleiden von Elenhaut und blauen Mänteln, darauf der Name des Kurfürsten geschrieben war. Hinter dieser stattlichen Schar ritten zwei Wägen, zwei Zwenge, zwei Bauer-

und vierundzwanzig Trompeter. Unmittelbar vor der Kutsche des Fürsten und seiner Gemahlin erschienen fünfzig der vornehmsten Bediente auf prächtigen Rossen, den Zug schlossen vierundzwanzig Heilebarbeiter in kleiderarmen Tracht. Als das fürstliche Paar die Kneiphöfische Gasse — eine der Hauptstraßen der Stadt — erreicht hatte, wurden demselben von einem jungen Mädchen — als Diana gekleidet, Blumen gestreut. In der Schußgasse überreichten die Kinder des Bürgermeisters von Derchau, in Schärfertracht, ein mit goldenen Lettern auf dunkelroten Atlas gedrucktes Gedicht. In allen Straßen bildete die Bürgerschaft Spalier, und am Abend brannte man ein Feuerwerk ab. Als der Kurfürst im Jahre 1701 zur Krönung nach Königsberg kam, wurde das Programm des früheren Einzugs festgehalten. Am Morgen ließ der Fürst durch vierundzwanzig prächtig gekleidete Herolde sich zum König ausrufen, dann folgte die Krönung und Huldigung. Bei der Huldigung waren die Hofmeister und Tribunale in blauem Samt mit Goldstickerei gekleidet, die Geistlichkeit trug Röcke von schwarzem Samt. Am Abend fuhr der neue König in einem Wagen, dessen Fächer und Verkleidung vergoldet waren, durch die festlich beleuchteten Straßen der Stadt. Auf dem Wege vor dem Schlosse ließ der Fürst aus fünf großen Brunnen in Gestalt von silbernen Adlern, und Gold- und Silbermünzen wurden unter das Volk geworfen, von welchen die geringste drei preussische Groschen, die größte vier Dukaten an Wert hatten. Während der Huldigung hatten die Glocken der Stadt geläutet und das Militär eine dreimalige Salve gegeben.

Ein Nachkomme der Höhlenbären

Von Dr. W. Waldersee-Wien.

Im hohen Norden schwingen sich wie die Reste einer eingestürzten Riesenbrücke die Alenten von Asten nach Alaska hinüber. Sicher hat hier einst eine breitere Verbindung der beiden Erdteile bestanden, doch ist sie infolge uns nicht bekannter Katastrophen zum größten Teil verschwunden und hat dem Bringsamer Weg gemacht. Die Landbrücke muß noch in verhältnismäßig neuerer Zeit hinübergeführt haben, denn sie ist der Weg gewesen, auf welchem die Nachkommen der Höhlenbären von Sibirien nach der Westküste Alaskas kamen.

Als man die ersten Höhlenstätten unserer Vorfahren aus grauer Urzeit, vor Höhlenbewohnern, wissenschaftlich untersucht, fand man unter vielen Überresten andere: Tiere die Knochen einer riesigen Bärenart, von welcher lebende Vertreter nicht bekannt waren. Man nannte dieses anscheinend ausgestorbene Tier den „Höhlenbären“. Da kam im Jahre 1888 aus Alaska die Meldung, daß Jäger auf den östlichen Alenten Braunkohlen getroffen hatten, die an Größe die Höhlenbären zu erreichen schienen. Es konnten nur wenige Exemplare geschossen und in amerikanische Museen gebracht werden. Die neuentdeckte Art wurde wissenschaftlich als „Ursus agas“ und als der letzte Nachkomme des Höhlenbären bezeichnet. Man stellte die Tiere unter Naturschutz und erklärte die Insel Unimak an der äußersten Spitze der Alaska-Halbinsel zum Bärenrefugium.

Erst in diesem Jahre hat man sich in Amerika wieder mit dem Alaskabären beschäftigt, und das Nationalmuseum in Washington entsandte den Zoologen Van Campen Helmer, um einige Exemplare für die naturhistorische Sammlung zu schicken. Von Campen war es möglich, das Leben dieses größten aller Fleischfresser der Jetztzeit in seinen Einzelheiten zu beobachten. Er stellte fest, daß die Bären nicht nur im Schutzgebiet auf Unimak lebten, sondern auch die schmale Wasserlinie, die sie vom Festland trennte, durchschwammen und sich auf der Halbinsel Alaska ausbreiteten. Noch auf dem westlichen, gänzlich unbewohnten Anslauer der schmalen Landzunge fand van Campen die Tiere vor.

Die Bären überwintert vom November bis April. Spät im Winter werden die Jungen, gewöhnlich zwei, geboren. Anfang Mai kommen die Alen mit der Brut aus den Winterquartieren; sie bleiben aber noch oben in den kahlen Bergen und nähren sich recht kümmerlich von den ersten Gräsern und den wenigen Felztieren, die sie aus ihren Erdbauten herausgraben können. Das Fell ist in dieser Zeit lang und federartig; es infolge des langen Liegens in den engen Winterhöhlen zur Verarbeitung nicht geeignet.

Im Juni steigen die großen Bärenschwärme die reichen Ästenbäume hinauf; sie folgen einem unbewohnten Tramp, und keine Ermüdung kann sie zum Stillstand veranlassen.

Ihre Kräfte lassen aber nach, und schließlich werden sie zu Hunderten; die toten Fische werden dann wieder zu Tot. In der nächsten Stromschnelle verfangen sich einige am Felsen, hängen sich Dutzende an einer Stelle. Jetzt ist die gute Zeit für die Alaskabären gekommen. Der Geruch der Fische lockt sie von den Bergen herunter, sie waten in die Bäche und holen die Beute ans Ufer. Sie scheinen sich für die knappe Winterkost entschädigen zu wollen und fressen in der Tat „wie die Bären“. Bei Tagesanbruch und in der Abenddämmerung werden die Hauptmahlzeiten gehalten; tagsüber verdauen die Tiere in Vertiefungen zwischen den Felsenhöhlen.

Das Reich der Bären, dieser weltberühmte Gipfel der Alaskahalbinsel, ist deren unfruchtbarer Teil. Den vulkanischen Boden überlagert der noch tätige Mount Pavlof; spärlicher Graswuchs deckt die Schrammen des mitgerührten Randes, und fast unüberwindliches, mannshohes Gestrüpp macht es noch unzugänglicher. So gestaltet sich die Jagd auf den Ursus agas außerordentlich schwierig; jeder Schritt ist mühsam, alle Augenblicke kann der Jäger unermutet in eins der vielen Wasserlöcher oder in eine Gesteinspalte stürzen. Schwärme lästiger Mücken stören die Aufmerksamkeit. Wenn die Zeit des Hochstehens ist, würde die Jagd verhältnismäßig leicht sein, da der Jäger auf den Anstand gehen kann. Ein Abschließen hat dann aber keinen Zweck, weil der Fels nichts wert ist. Anders verhält es sich im September, wenn der Bär gut im Futter und im Haar steht. Dann muß sich der Jäger vor Tagesanbruch einen Stand über dem Tal suchen und von hier aus mit dem Fernglas die Bachläufe beobachten; der dunkle Fels macht die Tiere schon von weitem kenntlich. Hat der Jäger einen Bären gesehen, so muß er sich irgend einen Orientierungspunkt in dessen nächster Nähe merken und ihn trotz aller Geländeschwierigkeiten zu erreichen suchen. So mag die Fährte ein oder zwei Stunden dauern. Wenn aber der Jäger endlich sein Ziel erreicht, so hat sich der Bär in den meisten Fällen inzwischen wieder davon getrennt. Deshalb ist die Jagd auf dieses Wild eine reine Glücksache. Leichter kann der Jäger zum Schuß kommen, wenn er den Ursus in den Bergen aus seinem Lager aufstöbert, doch ist dies bedeutend gefährlicher, weil die Tiere den Menschen sofort angreifen. Es gehört dann schon viel Kaltblütigkeit dazu, den nahenden Riesen zu erwarten bis er endlich ein sicheres Ziel bietet. Die Schnelligkeit, mit der die Bären herantoben, ist bei dem plumpen Körper erstaunlich und — erschreckend. Geht der Schuß fehl, und vermun-det er das Tier nicht tödlich, so gibt es für den unglücklichen Schützen kaum ein Entkommen.

Van Campen beobachtete auf einem feinsten ersten Gänge von seinem hochliegenden Posten aus innerhalb zwanzig Minuten sechs ausgewachsene Bären. Es gelang ihm, sich an ein Weibchen mit zwei Jungen heranzupürchen, und das Tier mit einem tödlichen Schuß ins Gras zu legen; auch die Jungen wurden abgeschossen. Die Bären war ein prachtvolles Stück mit gutem Fell, und auch die Kleinen gaben gute Museumsstücke ab. Die Tiere wurden gleich an Ort und Stelle abgehäutet, die Fleischteile von den Knochen gelöst, Skelett und Fell im Lager präpariert. Nach diesem seltenen Jagdglück galt es, nur noch ein ausgewachsenes Männchen zu schießen. Hier war die Aufgabe für van Campen bedeutend schwieriger, und er mußte die Hänge des 3000 Meter hohen Mount Pavlof aufsuchen, um endlich einen hervortragend schönen Bären auszumachen. Dieses zweite Jagderlebnis wäre für die Mitglieder der Expedition beinahe unglücklich verlaufen, da das Tier nicht auf den ersten Schuß fiel und nur wenige Schritte vor den Jägern zusammenbrach. Es mochte vierzehn Zentner, und das abgezogene Fell maß von der Schnauze bis zu den Fellen volle drei Meter. — Mit der Erlegung dieses Riesen war der Zweck der Expedition erreicht. Van Campen mußte achtzehntausend Kilometer weit reisen, um die Skelette und Pelze der vier Bären nach Venedig zu bringen. Man konnte daran ersehen, welche Wichtigkeit das Nationalmuseum dem Besitz dieser seltenen Vertreter einer aussterbenden Tierart beimißt.

Die Kanone von Lepanto

Einen besonderen historischen Wert hat ein Geschütz des Seeresammlings im Artilleriemuseum zu Wien. Es ist dies eine kleine neupünndige venezianische Bronzekanone, an die sich eine zum Teil durch Dokumente erhärtete Tradition selbstloser Schicksale knüpft. Das Material dieses Geschützes stammt aus den Resten eines anderen, aus magistraler Zeit her-